

Das Bukarester Corona-Protokoll von Jan Koneffke

Erste Märzwoche

Coronavirus – so langsam dringt es ins Bewusstsein ein. Obwohl die hiesige Politik noch mit sich selbst beschäftigt scheint. Um vorgezogene Neuwahlen zu ermöglichen, hat Präsident Johannis einen Kandidaten für den Posten des Ministerpräsidenten vorgeschlagen, der von den Mafiosi der Mehrheitspartei im Parlament mit Sicherheit abgelehnt wird.

Kurioserweise reagiert ausgerechnet die orthodoxe Kirche vor allen anderen Institutionen auf das neue Virus. Und dann auch noch mit der Bitte an die Gläubigen, in Zukunft auf das übliche Küssen der Ikone in den Gotteshäusern zu verzichten. Außerdem solle von nun an jeder seinen eigenen Löffel zur Beichte mitbringen: seit alters her werden dem reuigen Sünder Blut und Leib Christi in Form von in Wein eingeweichtem Brot vom Priester mit einem dafür bestimmten Silberlöffel in den Mund geschoben.

Das aber ist den religiösen Rumänen, von denen die meisten noch abergläubischer als gläubig sind, nicht zuzumuten. Wie kann die Wunder wirkende Ikone zur Verbreitung einer heimtückischen Krankheit beitragen? Müsste man sie nicht noch viel häufiger küssen, damit man von der Krankheit verschont bleibt? Und wie könnte der heilige Gegenstand des Silberlöffels durch irgendeinen beliebigen Löffel von zu Hause zu ersetzen sein? Am nächsten Tag schon rudert die Kirche erschrocken zurück. Die Empfehlung, lässt der Patriarch verlauten, gelte nur für „minder Gläubige“ – was, im Umkehrschluss, heißt, dass sich die wahrhaft Gläubigen gerne anstecken dürfen.

Am Donnerstagabend treffen Freunde aus Berlin ein. Sie haben ein Appartement in der Innenstadt gemietet. Die Gegend um die *Strada Lipscani* (Leipziger Straße), die einstige Handelsstraße, an der noch immer ein paar Karawansereien gelegen sind, ist heute das Vergnügungsviertel der Stadt: hier tobt der Bär, wie der Berliner sagt, vom Mittag bis in den frühen Morgen. Das ist auch in diesen Tagen so. Und die Berliner Freunde müssen in den beiden Wochenendnächten einigen Lärm aushalten.

Am Freitag erwandern wir mit ihnen bei schönster Sonne und Wärme den ganz Tag über die Stadt – wir können noch nicht wissen, wie gut wir daran tun, so kurz bevor wir in der Wohnung eingesperrt sein werden. Eine Pause machen wir bei den Markthallen von *Obor*, nicht zuletzt um einen Imbiss in der Form der landestypischen *Mici* (kleinen *Cevapcici*) einzunehmen, den besten in ganz Bukarest. Umgeben von biertrinkenden und Sportnachrichten lesenden Männern an den Holztischen im Freien, essen wir die gegrillten Fleischröllchen und machen Fotos von uns, die wir per WhatsApp an eine gemeinsame Freundin in Rom schicken. Angesichts des quirligen Lebens auf den Bildern schreibt sie zurück: „Man sieht sofort, dass es dort kein Virus gibt“.

Zweite Märzwoche

Eine befreundete Ärztin redet uns die Essenseinladung an sie und ihren Mann aus. Besser nicht. Der ebenfalls eingeladenen Tochter sollten wir bitte absagen, ohne sie wissen zu lassen, dass die Mutter dahintersteckt. Wir tun es.

Eigentlich war das Essen auch für den Besuch eines Freundes und Schriftstellerkollegen aus der Schweiz anberaumt. Er soll Mitte der Woche in Bukarest eintreffen – nicht nur um uns, sondern auch um einen anscheinend todkranken rumänischen Freund und Dichter vielleicht zum letzten Mal zu sehen. Ich rufe in der Schweiz an und gebe zu bedenken, dass eine Reise zu diesem Zeitpunkt ein wenig waghalsig sei. Am nächsten Tag teilt er mit, er wolle dennoch kommen. Tags drauf wieder meldet er sich telefonisch. Er sei schon auf dem Weg zum Flughafen Basel gewesen, da habe ihn die Nachricht erreicht, der Flug sei gestrichen worden. Er wolle sehen, ob er einen anderen buchen könne. Alles vergebens, er muss zu Hause bleiben. Aber wo liegt sein Zuhause? Denn für den täglichen Grenzgänger ins benachbarte Deutschland wird aufgrund der Grenzschließung seine eigene Wohnung jenseits der Brücke: unerreichbar.

Der Ministerpräsidentenkandidat tritt vor der Abstimmung im Parlament überraschend von seiner Kandidatur zurück – er hätte am Ende wegen Corona sogar eine Mehrheit bekommen. Da soll es lieber sein Parteichef machen. Vorgezogene Neuwahlen sind kein Thema mehr. Der Präsident kann, anders als er sich wünschte, eines der korruptionsfreundlichsten Parlamente Rumäniens seit 1990 doch nicht auflösen.

Gott sei Dank aber ist der Korrupteste von allen, der Sozialdemokrat Liviu Dragnea, nicht mehr an der Macht. Stattdessen sitzt er im Gefängnis. Neulich hat er aus der Zelle mitgeteilt, der Preis für seine Freiheit wäre zu hoch gewesen, deshalb habe er nicht um sie gekämpft. Was wäre denn der Preis gewesen, wollen Journalisten von ihm wissen. „Rumänien“, sagt der noch vor einem Jahr mächtigste Mann des Landes. Ist es nicht großmütig von ihm, dass er Rumänien nicht für sich geopfert hat? Wenn er aber heute noch am Ruder wäre – da hätte er im Schutz von Corona sicher keine Hemmungen mehr besessen, den Staat, besonders die Justiz, zu seinem Vorteil umzubauen und sein Vorbild Viktor Orban vielleicht sogar noch übertroffen.

Der Ausnahmezustand wird ausgerufen. Er gilt ab Montag, dem 16. März, für die Dauer eines Monats. Typisch: Die meisten der noch geringen Fälle von Corona-Patienten (zu diesem Zeitpunkt sind es unter 100) gehen übrigens auf die Ansteckung bei einem ehemaligen Mitarbeiter des Innenministeriums zurück. Der hat die Ärzte bei seiner Einlieferung ins Krankenhaus darüber belogen, dass er vor kurzem im Ausland war. Folglich wird er vorerst nicht als Covid-Patient behandelt. Und gelogen hat er deshalb, weil er den Urlaub nicht mit seiner Frau,

sondern mit seiner Geliebten bestritten hat. Am Ende sind es ungefähr sechzig Menschen, die er infiziert, Familienmitglieder, Krankenhauspersonal ...

Dritte Märzwoche

Ab Montagabend ist die gesamte Gastronomie geschlossen. Die Straßen leeren sich, auch der *Parcul Izvor*, in dem ich morgens meine Laufrunden drehe, wird von deutlich weniger Leuten durchquert als sonst – die meisten gehören zum Personal des benachbarten Ceausescu-Palasts, der heute die Parlamentskammern beherbergt, und zu den nahen Ministerien. Am Mittwoch machen wir einen Gang zum Copy-Shop und zur Post. Wir kommen auch im Vergnügungsviertel um die *Strada Lipscani* vorbei, wo ich ein paar Fotos schieße – jetzt wirkt es wie ausgestorben.

Für diese Woche habe ich ein Rückflugticket nach Wien. Ich sehe lieber davon ab, mich auf den Weg zu machen. Wer weiß, ob ich so einfach wieder nach Bukarest und zu meiner Frau käme, die bei ihrer Mutter bleiben will. Am Ende müsste ich in Quarantäne und würde mich dort unter den fluchtartig heimkehrenden Auslandsrumänen auch noch anstecken.

Am Sonntag – schon ist die Ausgangssperre ab der kommenden Woche angekündigt – eine Schlange vor dem Supermarkt *Carrefour*. Hamsterkäufe gab es bereits in den vergangenen beiden Wochen. Um Klopapier reißt man sich übrigens auch hier, nicht nur in Deutschland. Aber die Rumänien haben überhaupt Angst, die Lebensmittel könnten knapp werden. Dass man sie verhungern ließe („*murim de foame*“), ist ein gängiger metaphorischer Vorwurf an die Politik. Teils dürfte das auf die Erinnerung an die späten Ceausescu-Jahre zurückgehen, als der schlimmste Mangel herrschte. Teils hat die rumänische Esslust sicher tiefere historische Wurzeln. Vor zweiundzwanzig Jahren, bei meinem ersten längeren Aufenthalt in Rumänien, meinte unsere Gastgeberin, eine alte Dame, im Karpatenort *Sinaia*, die Rumänen äßen mehr als die Deutschen, deshalb hätten sie auch größere Angst vor dem Hungertod – ein durchaus logischer Schluss, der so verblüffend wie plausibel war. Trotzdem warten die Menschen an diesem Sonntag recht diszipliniert und in angemessenem Abstand darauf, dass man sie nach und nach in den Supermarkt einlässt ... vor der Kirche an der *Calea Victoriei*, wo man den Gottesdienst im Innern mitverfolgt, herrscht hingegen das dichteste Gedränge.

Vierte Märzwoche

Jetzt ist die Ausgangssperre da. Man darf zwar das Haus verlassen, um dringende Einkäufe zu erledigen, auch den Hund ausführen oder einen Spaziergang machen – muss dafür aber eine Erklärung bei sich tragen, die Sinn und Zweck des Aufenthalts im Freien begründet. Bei dieser Erklärung muss es sich um das offizielle Formular handeln, auf dem die

entsprechende Rubrik angekreuzt werden soll. Man möge es sich ausdrücken und ausfüllen, heißt es lapidar. Doch welcher Rumäne hat schon einen Drucker bei sich zu Hause. Wir haben zwar tatsächlich einen, der ist aber kaputt. Der Copy-Shop wiederum hat geschlossen. Schwer zu sagen, ob der bürokratische Aufwand schlicht den Gepflogenheiten des (aufgeblasenen) Apparats entspricht (der sich ja irgendwie legitimieren muss) oder eher zur Abschreckung dienen soll. Wahrscheinlich beides. Jedenfalls schreibt Cristina das Formular zwei Mal vollständig per Hand ab (eine gute alte Schreibmaschine wäre jetzt nicht schlecht!) und zwar mit Bleistift, damit wir die Kästchen jeweils neu ankreuzen und das Datum ändern können.

Jetzt laufe ich also jeden Morgen mit Ausweis und Erklärung in den Park, der noch leerer geworden ist. Die sonst so schlechte Bukarester Luft hingegen hat sich deutlich verbessert (ausgerechnet am Sonntagmorgen werden allerdings hochgiftige Werte gemessen, die Mafia verbrennt offensichtlich mal wieder illegaler Weise große Mengen an Müll in der Umgebung der Stadt ...). Bereits am Samstag wird nun auch der *Parcul Izvor* geschlossen, am vergangenen Wochenende waren zu viele Menschen bei schönstem Wetter in den wenigen Bukarester Parks unterwegs. Also muss ich jetzt um meinen Park herumlaufen. Geht auch. Kontrolliert werde ich nicht, schließlich sieht man mir ja an, weshalb ich mich im Freien aufhalte.

Überhaupt bemerke ich vorerst wenig davon, in die eigenen vier Wände eingesperrt zu sein. Ich habe genug zu tun. Ich sitze gerade an der Endfassung zu meinem neuen Roman, habe die Lektorats-Anmerkungen vor mir, streiche hier, füge dort hinzu, schreibe ein Kapitel komplett um ... nach dem Joggen sitze ich konzentriert von elf Uhr vormittags bis neunzehn Uhr abends am Schreibtisch.

Schlechter als ich erträgt meine Frau die Ausgangssperre. Sie ist gerne zu Fuß in der Stadt unterwegs. Jetzt ist sie zu einem unserer beiden Zimmer im *Blocul scriitorilor*, dem unter Ceausescu 1976 errichteten Schriftstellerblock, verdammt. Hier wohnen wir, wenn wir in Bukarest sind, seit 2001 – übrigens im Appartement eines Dichters und Journalisten, der sich 1987 mit fünfzig Jahren das Leben nahm, weil er seine Zeit und Welt nicht mehr ertrug (aber das ist eine andere Geschichte). Purer Zufall, dass ich als (fremdsprachiger) Schriftsteller im *Blocul scriitorilor* gelandet bin. Ein bisschen Sorge habe ich davor, dass sich all die eingesperrten Bewohner (unter denen längst kaum noch Schriftsteller sind) des rund hundert Wohnungen zählenden Blocks mit lauter Musik und sonstigem Krach auf die Nerven gehen werden. Doch bleibt es erstaunlich ruhig.

Bemerkbar macht sich nur die Nachbarin über uns, eine Lehrerin und Möchtegern-Schriftstellerin, wenn sie Sonntagmorgens die Messe am Radio mitverfolgt. Die Frau schreibt kitschige Gedichte für Kinder (die Ärmsten). Zwei Mal hat sie vergeblich einen Aufnahmeantrag für den hiesigen Schriftstellerverband gestellt. Beim dritten Mal wurde sie akzeptiert (schließlich braucht der Verband ja auch Mitglieder). Das zahlt sich für sie aus: Als Mitglied der *Uniunea scriitorilor* erhält sie, wenn sie in

Rente geht, eine Zulage von 25% auf ihre Pension. Fünf Mal hat sie außerdem unser Bad überschwemmt. Und immer behauptet, sie habe damit nichts zu tun. Unsere Rohre seien kaputt – bekanntlich fließt das Wasser ja nach oben. Jetzt wirft sie für die Tauben getrocknete Maisbreireste von ihrem Balkon auf die Straße hinter dem Block, aber so ungeschickt, dass der Maisbrei auf unserem Balkon landet. Da sie sowieso schon ein rotes Tuch für uns ist, ruft Cristina sie an. „Ach, habe ich mich erschrocken“, flötet die Nachbarin ins Telefon, „Ihre Grabesstimme ... und das wegen so einer Kleinigkeit. Die *mamaliga* stammt auch gar nicht von mir, muss aus dem neunten Stock kommen. Aber wenn Sie möchten, komme ich gern herunter und mache Ihren Balkon sauber.“

Beides ist typisch für einen bestimmten halb bäuerlich, halb kleinstädtisch provinziellen Menschenschlag in diesem Land: Man lügt wie gedruckt und zwar mit der größten Nonchalance. Mit der Logik wiederum hat dieser Charakter weniger am Hut (und nicht etwa deshalb, weil die Kommunisten seinerzeit das Universitätsfach Logik abgeschafft haben). Unsere Nachbarin kommt gar nicht darauf, dass sie sich mit ihrem Angebot, unseren Balkon sauberzumachen, selbst als Lügnerin bloßstellt. Wenn sie aber darauf käme, wäre es ihr vermutlich auch egal.

Doch erzähle ich diese Geschichte vor allem deshalb: Sie dürfe gegenwärtig gar nicht zu uns in die Wohnung kommen, entgegnet meine Frau. „Sie könnten sich ja bei uns anstecken.“ – „Ach, das glaube ich nicht, dass Sie *sowas* haben“, lautet die Antwort. So wird die Krankheit zum Stigma: nur minder Gläubige oder Fremde aller Art oder Zigeuner oder sonstige Kulturlose können *sowas* haben!

Vor ein paar Tagen schon hat der Parlamentarier Cătălin Rădulescu gegen die Auslandsrumänen gewütet, die *sowas* haben. Rădulescu trägt den Spitznamen *mitralieră* („das Maschinengewehr“). Den hat er sich erworben, als er während der Massenkundgebungen gegen die Regierung von Gnaden Liviu Dragneas im Fernsehen davon sprach, man solle die Menge mit dem Maschinengewehr auseinanderjagen. Als Abgeordneter der Sozialdemokratischen (!) Partei ist er ein gutes Beispiel dafür, wie sich die Sozialisten im EU-Parlament mit Faschisten verbündet haben – sie sollten also nicht mit dem Finger auf die europäischen Konservativen zeigen, die Viktor Orban noch immer in ihren Reihen dulden, oder sich vorher erst von ihren eigenen schwarzen (oder braunen) Schafen trennen.

Rădulescu kann es der Diaspora nicht verzeihen, dass sie bei den vergangenen Wahlen mit einer Mehrheit von bis zu 90% gegen seine Partei gestimmt haben (wenn man sie denn wählen ließ). Jetzt sollen die Auslandsrumänen gefälligst in Italien, Spanien oder überall dort bleiben, wo man sich *sowas* holt, statt das Virus nach Hause zu tragen, verlangt „das Maschinengewehr“.

Tatsächlich sind es vor allem die ärmsten der Auslandsrumänen, die in den virenbefallenen Gastländern als erste ihre Arbeit verloren und keine andere Wahl haben, als nach Hause zu kommen. Einige von ihnen bringen das Virus mit. Doch der Fisch stinkt vom Kopf her. So wie der

ehemalige Mitarbeiter des Innenministeriums das Virus nach Bukarest einschleppt, das sich im Schutz seiner Lüge verbreiten kann, so befinden sich bald die schlimmsten Herde in den Krankenhäusern selbst, aufgrund mangelhafter Organisation und des Fehlverhaltens von Spitalsmanagern, die nicht aufgrund ihrer Qualifikation, sondern ihrer Beziehungen bzw. ihres Parteibuchs wegen auf ihrer gutbezahlten Stelle sitzen. Das Krankenhaus von *Suceava* wird zum ersten Verbreiter des Virus – zwei Wochen später, am Ostersonntag, den 18. April, bestätigt man von den gut 8.000 Coronafällen landesweit 2.000 allein in *Suceava*. In Focșani hingegen hat der Spitalsdirektor, als er schon positiv getestet war, noch einmal einen Rundgang durch „seiner“ Klinik gemacht und mit allen Mitarbeitern gesprochen. Kein Wunder, dass zehn Prozent aller Infektionen im Land, also 800, auf Ärzte und Krankenhauspersonal entfallen.

Die Schrauben der Ausgangsperre werden weiter angezogen: Wer zur Risikogruppe gehört, das heißt über 65 Jahre ist, darf, wenn begründet, nur noch zwischen 11-13 Uhr aus dem Haus gehen (später wird noch die Stunde zwischen 20-21 Uhr hinzugefügt). Man solle möglichst eine Schutzmaske tragen, heißt es, doch sind Masken nirgendwo erhältlich ...

Ende März/Anfang April

Cristina hat Angst, Bukarest würde demnächst unter Quarantäne gestellt und wir kämen nicht mehr nach *Măneciu*. Der Ort am Südhang der Karpaten zwischen *Valenii de Munte* und *Brasov/Kronstadt* ist von der Hauptstadt ca. 120 Kilometer entfernt. Dort haben wir einen großen Garten und können uns im Freien aufhalten. Auch das Haus bietet erheblich mehr Platz als die kleine Bukarester Wohnung. Trotz des seit Monaten sonnigsten Wetters – es herrscht Dürre! –, ist es aber in den Bergen bei Minusgraden in der Nacht noch zu kalt, und unsere Holz-Zentralheizung leistet nur die notdürftigsten Dienste.

Außerdem stellt sich die Frage, ob wir überhaupt auf unseren kleinen Landsitz fahren dürfen. Lassen das die „Militärbefehle“ – so martialisch heißen die Direktiven des Innenministeriums im Zuge des Ausnahmezustands – überhaupt zu? Rätselraten. Cristina sucht im Internet nach Antworten. Schließlich – halbe – Aufklärung. Wer landwirtschaftlich tätig ist, darf seine weitentfernten Obstgärten, Äcker oder Weinberge aufsuchen.

„Wir haben doch auch viel Obst“, meint Cristina. Dann ruft sie die Polizei an. Der Polizist, äußerst höflich, nimmt sich viel Zeit für das Gespräch. „Leben Sie von der Landwirtschaft?“ Nein. „Mein Mann ist Schriftsteller.“ – „Das ist ein guter Grund“, sagt der Polizist, „wenn er den Wechsel aufs Land für seine Arbeit braucht, kann man ihm dieses Recht nicht absprechen!“ (Was für ein Land, in dem die Schriftsteller derart privilegiert sind!) „Und Sie“, fragt der Polizist, „welchen Grund haben Sie?“ – „Ich bin seine Frau“, sagt Cristina. „Das berechtigt nicht zum Wohnungswechsel“, sagt der Mann streng, „gibt es nichts Besseres, das

Sie bei der Kontrolle anführen können?“ – „Mein Mann hat keinen Führerschein, er käme ohne mich gar nicht in unser Landhaus ...“ – „Naja“, man kann es geradezu hören, wie der Beamte bedenklich den Kopf wiegt, „ich rate Ihnen nur, lassen Sie sich einen guten Grund einfallen!“

Erste Aprilwoche

Die Zahlen erhöhen sich fast konstant zwischen 250 und 500 neuen Covid19-Fällen pro Tag. Ich jogge, arbeite. Cristina leidet. Wir verfolgen den Wetterbericht. Es wird wärmer. Ich möchte vor dem Aufbruch erst meine Arbeit abschließen. Cristina ist einverstanden. Am Sonntag, den 12., will ich fertig sein, am Montag darauf könnten wir es wagen. Ich werde fertig. Wir packen.

Zweite Aprilwoche, Vorosterwoche, Ostersonntag

Ein strahlender Tag. Wir brechen gegen 11 Uhr auf. Etwa ein Drittel des Verkehrsaufkommens. So schnell konnten wir die Stadt noch nie durchqueren und verlassen. Wir begegnen drei Polizeikontrollen, werden nirgendwo hinausgewinkt.

Wir haben *Măneciu* erreicht. In der hiesigen Region *Prahova* sind am 18. April gerade einmal 51 Corona-Patienten gemeldet. In unserem Garten könnten wir, wenn wir überhaupt nichts anderes vorhätten, das Virus in den kommenden Monaten sicherlich in aller Ruhe aussitzen, abseits der Zivilisation (auch das Internet funktioniert in *Măneciu* äußerst schlecht). Unsere Nachbarin gegenüber, im Haus am Fluss, dreizehnfache Mutter, eine mit 70 Jahren immer noch rüstige und agile, tagaus tagein schuftende Frau, ist sowieso zuversichtlich: „Ich werde bestimmt nicht an diesem Virus erkranken. Ich war in meinem ganzen Leben noch nicht krank.“

Die Kirche bleibt nun auch über Ostern geschlossen. Und das nicht nur für minder Gläubige. Ab morgen wird man sich über die Gartenzäune zurufen, was man sich sonst zur Begrüßung auf der Straße zurief: „Cristos a inviat!“, Christus ist auferstanden ...

Jan Koneffke, geboren 1960 in Darmstadt, wuchs in Gravenbruch (Neu-Isenburg) und Braunschweig auf. Nach dem Abitur Studium der Philosophie und Germanistik an der FU Berlin. Freier Schriftsteller seit 1987. Nach einem Villa-Massimo-Stipendium verbrachte Koneffke weitere sieben Jahre in Rom. Seit 2003 pendelt er zwischen Wien, Bukarest und dem Karpatenort *Măneciu*. Koneffke schreibt Romane, Gedichte, Kinderbücher, Essays, Features und Hörspiele und übersetzt aus dem Italienischen und Rumänischen. Zahlreiche Preise und Stipendien, zuletzt Uwe-Johnson-Preis (2016) und Residenzgast des Aargauer Literaturhauses (2019). Mit dem Roman *Ein Sonntagskind* (Galiani/Kiepenheuer&Witsch) schloss Koneffke 2015 seine Trilogie um

die Familie Kannmacher ab, es folgte 2018 der Gedichtband *Als sei es dein* (Wunderhorn). In diesem Herbst erscheint von Jan Koneffke ein neuer Roman bei Galiani/Kiepenheuer&Witsch: *Die Tsantsa-Memoiren*.